

Ludger Lütkehaus

In der Sache J. Robert Oppenheimer

Kai Birds und Martin J. Sherwins große Biografie

Man hat ihn den »Vater der Atombombe« genannt: J. Robert Oppenheimer, den wissenschaftlichen Leiter des amerikanischen Atombombenprojekts in Los Alamos, das in der Vernichtung von Hiroshima und Nagasaki am 6. und 9. August 1945 kulminierte. Sachlich ist die Charakterisierung nicht falsch: Ohne Oppenheimers wissenschaftlich-technische und organisatorische Leitung wäre das Projekt kaum so schnell und so »erfolgreich« realisiert worden. Was freilich die Metapher der »Vaterschaft« betrifft, so ist sie von einem nur schwer überbietbaren Zynismus. Zahllose Kinder wurden dank dieser Bombenvaterschaft grässlich verbrannt und verstrahlt.

Es ehrt Oppenheimer, dass er sich nach dem Krieg seiner Mitverantwortung stellte und sich auch keinen Illusionen darüber hingab, dass die Bomben gegen einen bereits geschlagenen Gegner eingesetzt wurden. Aber er hat, anders als Heinar Kipphardt es in seinem weltweit gespielten Dokumentardrama *In der Sache J. Robert Oppenheimer* unterstellte, den Einsatz der Bomben im Gegensatz zu etlichen Kollegen nicht bereut. Erst danach, dann freilich umso engagierter, unterschwellig sicher auch durch die Atombomben-Entscheidung mit beeinflusst, hat Oppenheimer die »Vaterschaft« für die H-Bombe, die dann Edward Teller begierig übernahm, abgelehnt und unmissverständlich gegen den atomaren Rüstungswettlauf des Kalten Krieges, der die Existenz der Menschheit gefährdete, votiert. Die Rechnung blieb nicht aus: aus dem Hellden wurde eine *persona non grata*.

Die große, mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnete Biografie von Kai Bird und Martin J. Sherwin erzählt von diesem umstrittenen Leben differenziert und nicht unkritisch, insgesamt aber mit Empathie. Der in angloamerikanischen Biografien gerne kultivierten Vorliebe für den obligaten Klatsch lässt es manchmal allzu sehr die Zügel schießen. Aber es ist genau recherchiert und dokumentiert. Vor allem zeichnet es die Facetten und Widersprüche Oppenheimers ungeglättet nach. Und es



Ludger Lütkehaus

(* 1943) ist Hochschullehrer für Neuere Germanistik an der Universität Freiburg i.Br.

scheut sich nicht, massive Kritik an der Politik der USA und den Gegnern Oppenheimers zu üben.

Seit seiner Zeit in Cambridge und Göttingen (bei Max Born und Wolfgang Pauli) in den späten 20er Jahren galt Oppenheimer als genialer theoretischer Physiker. Seine Arbeiten machten Furore, unter anderem eine, die die Physik der »schwarzen Löcher«, mit ihrem Modell einer gigantischen Implosion, gleichsam das Gegenbild des atomaren Pilzes über Hiroshima, 30 Jahre vor ihrer genauen physikalischen Beschreibung aus der Taufe hob. Doch zum Nobelpreis brachte Oppenheimer es nie.

Für die Experimentalphysik schien er, der mit seiner umfassenden Bildung in Sprachen und Literaturen, in Philosophie und Psychologie ebenso wie in der Physik zu Hause war, überhaupt keine Begabung zu haben, auch nicht für die Kunst der Menschenführung: Er galt als schwierig, launisch. Das hinderte ihn nicht, in kürzester Zeit in Los Alamos zum höchst effek-

tiven Praktiker, Wissenschaftsmanager, Organisator und Humanpsychologen aufzusteigen. Er schaffte, was ihm anfangs niemand zugetraut hatte: den Bau, Test und die vorbereitende Arbeit für den Einsatz der ersten Atombomben, die dann vom Militär nur noch ins Ziel zu bringen waren.

Auch politisch und sozialphilosophisch war er höchst interessiert, ein Befürworter des rooseveltschen *New Deal*. Noch wichtiger: Dieser amerikanische Patriot jüdisch-deutscher Herkunft war ein leidenschaftlicher Gegner des NS-Regimes und zugleich – das musste kein Widerspruch sein – ein amerikanischer Linker mit Sympathien für kommunistische Ideen und die UdSSR, solange der Hitler-Stalin-Pakt noch nicht geschlossen war, freilich ohne je einer kommunistischen Organisation oder Partei anzugehören.

Das trug ihm schon früh, lange Zeit vor Leitung des Atombombenprojektes, das Misstrauen des FBI und der amerikanischen Rechten ein, konnte aber seine Bestallung als wissenschaftlicher Direktor des Projektes von Los Alamos nicht verhindern. Ausgerechnet der militärische Leiter des Projektes, General Leslie R. Groves, politisch auf der Gegenseite zu lokalisieren, stützte Oppenheimer. Und dieser enttäuschte das Vertrauen der militanten patriotischen Macher nicht.

Selbst als die ursprüngliche Bestimmung des Projektes, einer möglichen deutschen Bombe zu zuvorzukommen, hinfällig geworden war und das schon kapitulationswillige Japan nach der Logik einer mörderischen Verschiebung der neue Adressat der Bombe, Stellvertreter des eigentlich gemeinten künftigen Feindes, der UdSSR, wurde, hielt Oppenheimer bis zum nuklearen Ende von Hiroshima und Nagasaki an dem Projekt fest.

Der Bruch kam erst, als danach der atomare Völkermord in den Strategien der führenden amerikanischen Politiker und Militärs zur keineswegs undenkbaren, vielmehr kühl in Kauf genommenen Strate-

gie wurde. Die Überzeugung von Oppenheimers dänischem Kollegen, Lehrer und Freund Niels Bohr, dem bedeutendsten Physiker der Epoche neben Einstein, dass nur der freiwillige vertrauensbildende Austausch aller relevanten Informationen, wie er in den Wissenschaften selbstverständlich war, eine nukleare Katastrophe verhindern könne, wurde zur Leitlinie Oppenheimers.

Diese Haltung, verbunden mit der Ablehnung der Mitarbeit an der H-Bombe, war ein gefundenes Fressen für die alten Gegner Oppenheimers. In dem Verfahren, das die amerikanische Atomenergiebehörde 1953/54 auf dem Höhepunkt der McCarthy-Ära mit einer demütigenden monatelangen Anhörung gegen ihn anstrebte, wurde ihm die Rechnung präsentiert: Die Unbedenklichkeitserklärung als Geheimnisträger wurde ihm aberkannt. Im Klartext: Er wurde als möglicher Spion und Verräter verdächtigt. Davon hat Oppenheimer sich nie mehr erholt. Dass die liberale Weltöffentlichkeit seinen Fall mit dem Fall Galilei und der Affäre Dreyfus verglich, konnte ihm nicht helfen. Er war ein gebrochener Mann, als er 1967 an Kehlkopfkrebs starb.

Bird und Sherwin zögern nicht, das Verfahren gegen ihn gebührend zu charakterisieren: Schon die abweichende Meinung wurde als Illoyalität verfolgt, die Vorstellungen, wie man seinem Land dienen könne, auf den kleinstmöglichen Nenner gebracht. Einen wie Oppenheimer der »*un-american activities*« zu bezichtigen – das war selber in hohem Maß eine »unamerikanische Aktivität«.

Allerdings hatte die Sache J. Robert Oppenheimer politisch ein spätes Happy End: Präsident Kennedy zeichnete den Physiker 1963 mit dem Enrico-Fermi-Preis aus und rehabilitierte ihn in vollem Umfang. Zehn Jahre und einen Rüstungswettlauf zu spät.

Kai Bird/Martin J. Sherwin: J. Robert Oppenheimer. Biographie. Aus dem Amerikanischen von Klaus Binder und Bernd Leineweber. Propyläen Verlag, Berlin 2009, 762 S., € 29,95.